



Der Ruf Düsseldorfs als einer der schönsten im Kranze der rheinischen und deutschen Städte ist überall verbreitet. Man spricht von ihm als von der Kunst- und Gartenstadt, die, geschmückt mit herrlichen Anlagen in jedem Teile den Stempel mächtigen Emporbühens trage. Düsseldorf gilt als das Bild der modernen Stadt im ausgesprochensten Sinne. Von einem historischen Düsseldorf ist aber kaum irgendwo die Rede. Die Vorzeit hat unserer Stadt spärliche Denkmäler als Zeugen von vergangenen Jahrhunderten hinterlassen. Über unserm Häusermeere reckt kein uralter Dom stolz sein Getürme empor und vergeblich möchte der Fremde unsere Strassen durchwandern, um sich von den kunstvoll gemauerten Steingiebeln altersgrauer Patrizierhäuser, bald heitere bald blutige Geschichten erzählen zu lassen. Der Strom der Geschichte, der Düsseldorf durchflutete hat nur wenige bleibende Spuren hinterlassen. Die Düsseldorfer Vorzeit ist arm an grossen historischen Begebenheiten und selbst der eingeborene Bürger unserer Stadt weiss oft davon kaum mehr als das tragische Ende der unglücklichen Jacobe von Baden, die als einzige Sagengestalt auf den Trümmern der längst verschwundenen Burg in der Geisterstunde umherwandeln soll. Und doch hat es ein historisches Düsseldorf gegeben, ebenso wie heute nicht nur ein modernes, sondern auch ein malerisches Düsseldorf besteht. Dem heimischen Geschichtsverein, der mit Erfolg beflissen ist, die vergangenen Jahrhunderte der Düsseldorfer Geschichte aufzuklären und das Wissen darüber zu verallgemeinern hat sich aus Künstlerkreisen ein Bundesgenosse angeschlossen. Wenn wir heute die Bilder betrachten, denen Wilhelm Schreuer Episoden aus dem historischen Düsseldorf zu Grunde gelegt hat, so gedenkt man unwillkürlich an das alte ewigschöne Märchen von dem in Hecken und Blüten eingesponnenen Dornröschen. Überall in unsern alten Strassen und Gassen schlummerten malerische Momente, überall wehte noch ein Hauch der Vergangenheit, überall konnten dem Auge Spuren verflissener Ereignisse und dahingegangener Menschengenerationen sichtbar werden. Allein, man musste es verstehen sie zu finden, empfinden und zu schauen. Schreuer hat sie den Zeitgenossen gezeigt. Ihm hat die gütige Vorsehung ein unvergleichlich feines Gefühl für dasjenige gegeben, was ich als historische Stimmung bezeichnen möchte. Wenn er in die Strassen des alten Düsseldorfs hineinblickt, dann werden die schlummernden Motive wach, frisch zieht der historische Hauch an den verwitterten Giebeln vorüber und Gestalten in seltsam altertümlicher Gewandung, wandeln vor seinem Auge. Das alles formt seine Phantasie zu einem ebenso malerischen wie festen charakteristischen Bilde. Schreuer besitzt die Fähigkeit, nicht allein sich selber, sondern auch die Beschauer seiner Bilder gewissermassen zu Augenzeugen der Vorgänge zu machen, die er schildert. Bei den sämtlichen Blättern des Werkes wird man diese hervortretendste künstlerische Eigenschaft Schreuers bestätigt finden. Die Blätter aus Düsseldorfs Vergangenheit, ob sie nun an historische Ereignisse anknüpfen, oder Episoden aus dem ruhig dahinfließenden damaligen Leben hervorheben, stellen in ihrer Gesamtheit ein Geschichtswerk in Bildern dar, das die Düsseldorfer Vorzeit zu malerischem Leben wieder erstehen lässt. Ausser der Vergangenheit bietet die Kunst Schreuer's auch Ansichten und Episoden aus der Gegenwart. Wie er vorhin zeigte dass seine absolut moderne Darstellungsart

gleichwohl die historische Stimmung auszudrücken vermag, so sind die Blätter aus unsern Tagen ihrerseits Zeugen dafür, dass der rechte Künstler, mitten aus dem Getriebe des geschäftlichen Lebens und Verkehrs das malerische herausblickt und aussondert. Und derjenige, der mit ihm das heutige Düsseldorf durchwandert, wird belehrt, dass die Stadt genug der Kunst entgegenkommende malerische und poetische Vorwürfe besitzt, wenn man sie nur zu erkennen und fassen befähigt ist.

Ein heisser Juli-Nachmittag; durch die Luft flimmert mit grauweissem Dunstschleier der Sonnenschein über dem in der Sommerglut schlummernden Düsseldorf und dem langsam und ruhig an der Stadt seine Wellen vorübertreibenden Rheinstrome. Da drüben liegt die Stadt. Vorne am Krabben und am alten Hafen ankern einige Schiffe, die fliegende Fähre macht sich eben zur Abfahrt bereit, kein Mensch auf dem Werfte. Als Hüter der unter dem Sonnenschleier in Schlummer versunkenen Stadt hebt sich weit unten aus dem verschwimmenden Häuser-Vierecke der Lambertus-Turm hervor. Nur ein einziges Schiff belebt den Strom, ein Segler, der zu Berg fährt. Auf dem linken Rheinufer über den Leinpfad wird er hinaufgezogen. Mit aller Kraft liegen die starken Gäule im Geschirr, in jedem von ihnen ist mit nicht zu überbietender Schärfe das Gewaltsame der äussersten Kraftanstrengung ausgesprochen. Dem Zuge voran schreitet ein alter Fuhrmann, eine wahrhaft klassische Gestalt. Lang, hager, verwittert, eine spätze Kappe über dem verranzelten Gesicht. So eben hat er sich halb umgedreht, um den Pferden ein aufmunterndes Wort zuzurufen. Man glaubt das scharfe »Hüh!« mit leblichem Ohre zu vernehmen. Anmutig kontrastiert mit dieser in angestrenzter Bewegung herankommenden Gruppe, das schmucke Liebespaar, das auf dem höher belegenen Pfade in zärtlichem Geplauder einherschreitet. Mit der feinen, intimen Schilderung der Naturstimmung verbindet sich ein ausgesprochener historischer oder historisierender Grundzug. Ist das Ende des vorigen Jahrhunderts äusserlich auch nur durch die Tracht der Liebesleute angedeutet, so klingt doch ein intimer Gruss gewesener Zeit aus der Gesamtkomposition hervor.

Das alte »Bergerthor!« Wir haben es Alle noch gekannt, bis vor wenig Jahren die Verwaltung der Stadt Düsseldorf auf Grund einer ihr durch diskreten Zufall zugegangenen Kabinetts-Ordre zunächst die Demolierung der Thorburg veranlasste, wodurch ihre gänzliche Beseitigung zur absoluten Notwendigkeit wurde. Damals war der romantische Schimmer, der dieses nicht einmal allzu alte Bauwerk hätte umgeben können, vollständig verfliegen, es war hässlich geworden, aber nicht ehrwürdig und stand dem Verkehre im Wege. Schreuer hat das »alte Bergerthor« unter ganz anderer kulturhistorischer Beleuchtung gesehen, als sie in unserer Zeit darüber lag. Heiterer Sonnenschein lässt er uns aus dem Bilde entgegenfluten, das richtige Beleuchtungs-Milieu für die Fassade mit ihrer unlegbar leichten und freundlichen Ornamentik. Rechts und links umstümen, damals noch vornehm und stolz, die noch heute stehenden alten Patricier-Häuser die Strasse, auf der Holzbank neben der Thorwache sitzen einige Grenadiere der Hauptwache in ihren altertümlichen Uniformen; durch die Mitte der Strasse aber reitet ein stattlicher Kavalier

heran von mehreren Reitknechten gefolgt. Er ist der Repräsentant jener jagdfrohen, lustigen Zeit. Weit aus der Ferne klingt ein melodischer Gruss herüber: »Ein Jäger aus Kurpfalz!«

»Trara, trara, trara,« so schmettert's durch die alte Strasse. Soeben ist er durch das Ratingerthor eingefahren, an der Windmühle über das holprige Pflaster vorübergepoltert und jetzt kommt der Weseler Postwagen mit seinen müden Gäulen und dem durstigen Schwager mitten über die Strasse heran. Alles horcht auf jenen schmetternden Ruf und im Nu ist die Strasse belebt, der alte Schmied im Schurzfell hat den Blasebalg verlassen, die Frau ist mit ihrem Kinde vom Herde weg auf die Strasse geeilt, neugierige Burschen laufen auf den Wagen zu und schauen durch die Scheiben, wer wohl darin sitzen mag, bellende und kläffende Köter sind auch zur Stelle, selbst die verwitterten Giebel der Häuser scheinen neugierig auf den alten Kasten niederzublicken. Für den hochgetürmten Frachtwagen mit der weissen Plandecke, dessen Fuhrmann den ramsnasigen Gaul in den Stall gezogen hat, um dann zur Schenke zu gehen, hat Niemand mehr Interesse. Jetzt heisst's nur: Was bringt die Weseler Post für Neuens und für Neuigkeiten! In diese allgemeine Situation mit ihrer so recht und echt geschilderten Stimmung aus der Kinderzeit des Verkehrs hat der Künstler eine schalkhafte Episode mit frischem Humor hineingemischt. Als Stratege weiss der stramme bergische Grenadier den Moment auszubenten; er nähert sich der schmucken Bürgers-tochter, die mit ihrem Bierkrug über die Strasse trippelt, um mit galantem Worte um ihre Minne zu werben. In der That ein Bild der Wirklichkeit that sich hier auf, in sich lebendig und lebhaft und doch von dem Hauche dahingezogener Zeit fühlbar durchflossen.

Es war am 3. November 1811 als Kaiser Napoleon I. in die damalige Hauptstadt des Grossherzogtums Berg seinen Einzug hielt. Unter den Zuschauern dieses historischen Ereignisses befand sich auch Heinrich Heine, der jene Jugenderinnerungen später in seinem berühmten Buche »Le Grand« niedergelegt hat. Dieser von subjektiven Eindrücken der Begeisterung reichlich durchwobenen literarischen Schilderung des Kaiser-Einzugs gibt Schreuer's Einzug Napoleon I. eine gleich historisch gestimmte malerische Nachfolge. Um einen Vorgang in historischem Lichte erscheinen zu lassen, kommt es darauf an, ihn in einem Milieu wiederzugeben, das in jedem Zuge den Charakter und das Wesen seiner Zeit trägt. Und deshalb hat der Künstler, um den französischen Machthaber im Rahmen des alten aus dem 18. in das 19. Jahrhundert hinübergeschlummerten Düsseldorf zu zeigen, den Kaiser nicht in die kaum bepflanzte Allee hinein, sondern aus der alten, malerischen Ratingerstrasse herausreiten lassen. Wie erscheint uns Zeitgenossen die Strasse mit den alten, hochgegiebelten Häusern und der Kreuzkirche im Hintergrunde so bekannt und dennoch so ganz anders, so im Wesen und in der Stimmung weitentlegen! Um ein Jahrhundert werden wir zurückversetzt, wenn wir diesen imposanten Zug an unserm Auge vorüberschreiten lassen. Rechts und links umstümen die Strassen Schaulustige, Frauen, Männer und Kinder. Vorne steht ein kleines Mädchen, das sein kleines Schwesterchen zu beruhigen trachtet. Die Kleine fürchtet sich vor dem herankommenden schnaubbärtigen

Reiter. In martialischer Haltung sitzt der Husar auf seinem mächtigen Tiere, gewissermassen der äussere Repräsentant der damals von Sieg zu Sieg gehenden kaiserlichen Armee. In einiger Entfernung folgt der Kaiser. Das ist er, wie ihn uns die bildlichen und schriftlichen Schilderungen der Zeitgenossen kennen gelehrt haben; das ist der historische „kleine Korporal“, wie er in unserm Gedächtnisse lebt. Etwas nach vorne gebückt, aber wie eine Statue aus Bronze gegossen, sitzt der Kaiser auf seinem Schimmel. Er ist kleiner, einfacher und schlichter, als die vor und um ihn reiten, allein durch die historische Auffassung und innerliche Charakterisierung, die dieser Gestalt gegeben sind, überragt sie alle Andern. Von ihr geht der Eindruck geschichtlicher Grösse aus. Zu beiden Seiten also Schaulustige, mehr oder minder sich vordrängend, an einzelnen Häusern Kränze, darüber sogar ein Wappen, ein Zeichen, wie leicht sich damals dem neuen Machthaber die Herzen des Volkes zuwandten.

Am 3. November 1811 war der erste Napoleon in Düsseldorf hineingeritten, am 5. November erfolgte die Abreise schon. Der Kaiser hatte im Jägerhofs Absteigequartier genommen, der zu seinen Ehren reichen Gürtel- und Kranz-Schmuck erhalten hatte. Welch lebhaftes Treiben spielte sich an jenem Abend vor jenem jetzt so still, fast schlummernd zu der Stadt hinüberblickenden Jagdschlösschen ab! Rechts und links von dem Einzugsportal halten Schutzwachen, Dragoner, Husaren und Kürassiere neben ihren Pferden; der grosse Reisewagen ist zur Linken aufgefahren. Die Thorflügel sind weitauf geöffnet. Aus ihrem Rahmen tritt die Gestalt Napoleons in seiner historisch überlieferten Uniform hervor. Sie bildet durch die geistige Bedeutung ihrer Charakteristik und Erscheinung den Haupt- und Mittelpunkt des Bildes, den dessen übrigen Teile, wie ein harmonisch und historisch gefasster Rahmen umschliessen.

Hastig lief der tolle Gumpertz durch die Ursulinen-gasse vom Rheine zu der Altstadt herüber. Da musste er auch dabei sein; er selber hatte geschlafen, bis die Mutter ihn wecken kam. »Die Baschkire sind da, die Kosaken; schon gehen sie in der Altstadt und in der Ratingerstrasse in's Quartier.« Was kümmerte ihn der plätschend, niedergessende Regen, was Wind und Wetter! Bald bog er um die Ecke und da waren sie schon; Die seltsamen Krieger mit den langen Mänteln, den langen Bärten den langen Lanzen und den kleinen, aber behenden Pferdchen. Ueberall vor den Häusern standen sie mit ihren müden Thieren und suchten Unterkunft. Dazwischen Frauen, Kinder und Neugierige aller Art. Griesgrämig blicken die verschnörkelten Hausgiebel auf das Treiben dort unten auf der Strasse, auf die neugierigen alten und jungen Kinder Düsseldorfs und die trotz ihrer dicken Mäntel sehnsüchtig dem Wuttki entgegenfrüfelnden Söhne der fernem kosakischen Steppen. Aus den Fenstern schaut hier und da ein Frauenkopf hervor, aber nicht mit der wohlwollenden Teilnahme, mit der sonst militärische Einquartierung empfangen wird. Ein böser Ruf ist den Herrschaften vom Don vorausgegangen. Man hat Angst vor den Kosaken. Es herrscht eine ähnliche Stimmung, wie in der alten Kaiserstadt Aachen nach der Erzählung einer längst verstorbenen Mähme vor der Revolutions-Armee, als diese gegen die alte Reichsstadt heranzog. Es hiess, ein Regiment von Bluthunden marschiere ihr voran. Und da hatten die vorsorglichen Aachener den Thieren gute

Schüsseln vor die Hausthüre gesetzt, um ihren ersten Hunger zu besänftigen. Jene Scene, deren Augenzeuge der eben in den Bericht eingeführte tolle Gumpertz sein durfte, hat der Künstler mit bewundernswerter aktueller Schärfe und Lebendigkeit in seiner Phantasie wiedererlebt. Die Reiter-typen, die drüben neben ihren kleinen Rossen stehen sind gleich den Gruppen der Düsseldorfer Einwohnerschaft von zwingendster Echtheit.

Abermals Düsseldorf am Rhein. Aber verschwunden ist die sommerliche Glut, verschwunden die Einsamkeit, die über dem Städtebilde und dem Strome lag. Ein kriegerisches Treiben entwickelt sich in der von winterlichem Schnee bedeckten Landschaft. Die Russen, deren Pfländer und Vorposten schon längst erschienen, sind nunmehr mit ihrer Heeresmacht nach Düsseldorf gekommen, wo sie den Weg über den Rhein nehmen, um vom linken Ufer aus, vereint mit den verbündeten Truppen den Krieg in das eigene Land des Feindes zu tragen. Es war um's Jahr 1814. In winterlicher Stimmung liegt das damalige Düsseldorf vor unserm Auge, scharf hebt sich die Silhouette des Städtebildes vom grauen Himmelsgewölbe ab. Im Vordergrund spielt sich ein lebhaftes Schauspiel ab. Das Einschiffen der am Rande des Flusses in Gruppen aufgestellten Mannschaften und Geschütze ist mit fesselnder Lebendigkeit wiedergegeben. Die Charakteristik der russischen Soldaten in ihren breiten Mützen, langen Mänteln und noch längeren Bärten gibt nicht allein die uniformierten militärischen Typen wieder, man empfindet vor ihnen vielmehr, dass in den einzelnen Figuren auch die Race, die Nation ausgeprägt ist. Und wenn man namentlich den alten Grenadier in's Auge fasst, der die Lammfellmütze auf dem Kopf sich auf sein Gewehr stützt und über den Fluss hinüberschaut, dann macht sich abermals das Gefühl geltend, als ob mit solcher künstlerischer Überzeugungskraft nur derjenige schildern könne, der persönlich Zeuge des Vorganges gewesen sei. Hier tritt der eminent historisierende Zug in der Schreuer'schen Darstellungsweise in besonders glänzender Weise auf.

Schreuer entnimmt für das nächste Blatt den lokalen Hintergrund dem zeitgenössischen Düsseldorf. Es ist der Burgplatz auf den er den Beschauer führt, absolut realistisch aufgefasst und dargestellt, aber doch von derjenigen Stimmung durchsetzt, die empfinden macht dass diese alten schief und trotzig dastehenden Giebel, dass der massige Bau der heutigen Landesbibliothek manche Dezennien haben kommen und manche haben vorüberziehen sehen. Der Künstler gibt den Burgplatz nicht in seiner alltäglichen Erscheinung, nicht von Marktleuten besetzt und behauptet, sondern zur Aufnahme einer religiösen Weihhandlung geräumt und festlich geschmückt. Vom Marktplatz her zieht die Prozession heran. Bereits haben sich Sakristane und Messdiener um den Altar niedergekniet; in feinem weisslichen Dunstschleier steigen aromatische Weihrauchwolken zu ihm empor; Fahnen haben sich neben ihm zu einer Gruppe vereinigt. In feierlichem Zuge naht's heran, die Geistlichkeit in den kostbaren Chorkappen, dahinter im schwarzen Festgewande die bürgerlichen Begleiter des Baldachin's und unter diesem selber der Priester, der das Venerabile trägt. Wie in verschwimmender Linie schliesst sich daran der Zug der Gläubigen, Männer und Frauen mit Bruderschafts- und Ordensfahnen. Und von der andern Seite, von dem Schweizer,

geführt, unter Vortritt dreier Chorknaben mit Kreuz und Kandelaber, trüppeln die niedlichen Engelchen heran, jene niedlichen Repräsentantinnen kindlicher unberührter Gläubigkeit. Tiefe und feierliche Festtagsstimmung durchfließt das Bild in jedem Teile.

Neu-Düsseldorf tritt wiederum in die Erscheinung. Eine unfreundliche Regenstimmung liegt über der aufgeweichten ausgefahrenen Strasse, deren Eckbau, die Rochuskapelle heute allerdings bereits zu den historischen Erinnerungen Düsseldorfs zu zählen ist. Aus der Düsselthalerstrasse, vorüber an der Engung und den daran belegenen kleinen Häuschen rückt ein Zug Artillerie heran. Der Offizier reitet an der Spitze; die Fahrer halten das Sechsgespann, das mit lebendiger, energischer Bewegung herankommt, im richtigen Tempo. Neben den letzten beiden Pferden reitet der Geschützführer unmittelbar vor der Kanone selber, deren eigentümliches Dröhnen man zu vernehmen glaubt. Das einfache, kleine und abgeschiedene Städtebild wird durch die Artillerieabteilung in aktueller und vor allem in malerischer Weise belebt. Mit Schreuer'scher Intimität sind die vor die schlichte Fassade der Rochuskapelle gestellten kleinen Gruppen behandelt. Auf der einen Seite von der Kirchenthüre drei kleine neugierig auf die stolzen Reiter und schnaubenden Rosse blickende Kinder, auf der andern ein altes Weibchen, das, zwar nicht mehr zu arg von Neugierde und Vorwitz geplagt, gleichwohl seinen Blick vom Tische mit den Lichtern erhebt und die Vorüberziehenden mustert. Höchst eindringlich in seiner Wirkung ist, wie gesagt, die malerische, vielmehr kriegerische Belebung dieses an verschwiegener Stelle abseits belegenen Stückchens Düsseldorf durch das militärische Geschwader.

Unten, nahe beim Rheine an der alten Lambertskirche, deren Thurm seit den Jahrhunderten die Wache über Düsseldorf's Städtebild hält, ist die Gruppe mit dem Hochkreuze errichtet. Halb in eine Nische hineingestellt, fällt sie dem Vorübergehenden nicht aufdringlich in's Auge und, wenn sich die Schatten des Abends darüber ziehen, verschwindet sie hinter diesem grauen Schleier. Was denkt der Vorüberziehende an die wunderbare, tiefgläubige Poesie, die von dieser Steingruppe ausstrahlen kann! Hier hat das dichterische Auge des Künstlers für ihn schauen und ihm die inwohnende Poesie enthüllen müssen. Wir sehen ein auf den Treppen der Gruppe hingekauertes altes Weibchen; es hat hinter sich auf den Altartisch sein Leuchtchen hingestellt, von dem aus ein scharfer Lichtschein das abendliche Dunkel zu durchdringen trachtet. Nur allmählig lösen sich die Formen der nächsten Umgebung aus dem Schatten heraus. Phantastisch flimmernd umspielen die gedämpften Lichtstrahlen der kleinen Laterne die Körper der Kreuzgruppe und hinwiederum Haube und Verkaufskorb des Weibchens, das hier auf fromme Leute wartet, die ihm ein Licht abkaufen und zu frommen Zwecken anzünden sollen. Ein ungemein phantastischer Reiz, eine intim poetisch-religiöse Stimmung klingt aus diesem Kunstwerke hervor, in dem die naive, treue Gläubigkeit gewissermassen mit der Glorie poetischer Verklärung umwoben ist. Lange mag man in diesen Lichtschein hineinschauen, dessen silberne Wellen immer weicher und immer leiser zum dunkeln Hintergrunde hin verklingen und gute Gedanken sind es und gute Empfindungen, die dieses Beschauen hervorbringt.